

Predigt am Sonntag vom wiederkehrenden Herrn (A)

(Ez 34, 11-12.15-17 3, 12 -17)

von Pfr. Dr. André Golob

„Ich will richten“, so spricht der Gott des Ezechiel, der auf Hebräisch eigentlich Jechezkel heißt, „ich will richten zwischen den Schafen und den Schafen, den fetten und den mageren“. Wie Menschen zueinander stehen ist hier das Richtmaß. Es ist quasi das Präludium, das Vorspiel, zu dem, was Jesus in seinem letzten Gleichnis im Kapitel 25 bei Matthäus erzählen wird: Gott wird die Menschen wie Schafe richten und seine einzige Frage wird sein: Wie bist du gewesen gegenüber den Schwachen? Nur das zählt. Auf eine solche Frage lässt sich nicht antworten mit der Ausrede: „Aber die da oben haben es uns diktiert. Die haben uns verführt. Die haben die Gesetze gemacht, nach denen wir uns richten mussten“. Es zählt überhaupt nicht länger, was die da oben gemacht haben, sondern was da unten gemacht wird, wer du selber als Mensch bist, das ist die Ebene, die vor Gott gilt.

Da hat jemand gut und gerecht gelebt. Aber es war ihm nicht gut genug. Er musste sich noch an den anderen bereichern. In der Sprache des Ezechiel: „Es war ihm nicht genug „reines Wasser zu trinken. Er hatte nötig das Wasser des anderen zu trüben.“ Denn da, wo der andere nicht mehr leben kann, weil sein Wasser verdorben ist, kann nur er selber sich ausbreiten, hat er dazu gewonnen. Konkurrenz statt Gemeinsamkeit, Kampf aller gegen alle, statt Kooperation – das ist es, was Ezechiel zum Vorwurf macht.

Religion ist in diesem Sinne keine Frage der Verordnungen, sondern der Lebensweise, nicht eine Lehrformel, sondern eine Form des Umgangs miteinander. Wir begreifen, dass der Gott JHWH für Ezechiel keine theologische, feststehende Größe mehr ist, kein Mythos mehr. JHWH erscheint nicht mehr als der Furchtbare, Schreckliche, Racheerfüllte, Grausame - im Gegenteil. „Und, war nicht schon einmal JHWH der Gott, der sich eines heimatlos herumirrenden und hungernden Volkes in der Fremde annahm (Dtn 26,5)?“ so stellt Ezechiel immer wieder fest. Und wenn er das getan hat, war er dann nicht immer schon der Gott der Schwachen, der Ohnmächtigen, der Verfolgten und Benachteiligten? Und müsste man nicht alles, was geschieht auf Erden, aus dieser Perspektive betrachten?

Ezechiel lebt in babylonischer Gefangenschaft, er erlebt den Zusammenbruch von allem, was ihm bislang als Autorität gegolten hat: König, Priester, Adel – sie alle glaubten, die Führerschaft in Händen zu haben. Und es war ein Fehler sich diesen Autoritäten auszuliefern. Das bringt Ezechiel so weit zu sagen: Folgt nicht den Autoritäten, die sich an die Stelle Gottes setzen, sondern baut wieder ein eigenes Verhältnis auf zu eurem Gott. Lauft nicht fremden Göttern nach, lauft nicht einer Autorität nach, die, anstatt Gott zu vermitteln, ihn entstellt und ihn zu ersetzen trachtet.

Eine gewaltige Spur Kirchenkritik steckt in diesen Gedanken. Aber nicht nur Autoritäten im Raum des Sakralen stellt er hier in Frage, sondern auch jene in Politik und Gesellschaft und auch eine falsch verstandene Elternautorität im Rahmen des Familiären.

Fragen wir also einfachmal, wie in manchen Familien schon die Eheleute einander sich als Autoritäten der Lebensverhinderung präsentieren können und wie das Zusammenspiel der Eltern bereits dahin führen kann, dass Kinder weder zu sich selbst noch zu einem Gott finden können, der ihnen die Hand reicht.

Psychologisieren wir einfachmal, versuchen wir einfach mal Tragödien nicht nur anzuprangern, sondern sie zu entziffern.

Stellen wir uns vor, da ist ein Mann, der seit Kindertagen hat lernen müssen, nur ja alles richtig zu machen. Wir nehmen an, dass er eine Mutter hatte, die im Wesentlichen einen tüchtigen Sohn, einen fehlerlosen Sohn wollte, einen Sohn, der nur gute Noten mit nach Hause bringt und der später im Beruf untadelig und erfolgreich ist. Und diesen ihren Sohn erzieht sie mit eiserner Hand. Früher war eine solche Zucht die Norm.

Ein solcher Mann wird geneigt sein, seinen adressierten Perfektionismus, sein Zwangsdenken, seine Einfügung in die Leistungsgesellschaft wie selbstverständlich an seine Kinder weiterzugeben und auch auf den Umgang mit seiner Ehefrau anzuwenden. Keinem Menschen, so wissen wir, ist es möglich, fehlerfrei zu bleiben. Irgendwann wird selbst dem vermeintlich Untadeligen ein Fehler unterlaufen. Aber es wäre einem *solchen* Menschen unerträglich, einen solchen Fehler zuzugeben. Der eigenen Frau zu sagen, man habe etwas falsch gemacht – das kann nicht sein. Schon dass die Frau einen Fehler entdeckt hat, muss *ihr* Fehler sein. *Sie* muss geirrt haben. Also muss der Beweis angestrengt werden, dass *sie* die Schuld daran trägt, dass dies und jenes missglückt ist. *Er* ist die Autorität. *Er* vertritt Wahrheit. *Sie* hat zu gehorchen.

Es ist sein Weltbild, das sie zu akzeptieren hat; nur das bietet die Basis des Zusammenlebens. Merke: „Ich bin der Herr dein Gott“, würde ein solcher sagen, und „Du sollst keine fremden Götter neben mir haben.“ Dieser Mann handelt wie jene Kirchen, die sich immer schon für perfekt hielten und deshalb jeden eigenen Fehler in Abrede stellten, bis hin zur Verschleierung von Missbrauchsfällen. Was nicht sein darf, das nicht sein kann.

Und auch wir kennen das aus unserem eigenen Leben. Auch wir gehören zu den Menschen, die so aufgezogen wurden. Auch wir können nicht eingestehen, dass wir Fehler machen. Fehler machen immer nur die anderen. Also sucht man Entschuldigungen oder einen Sündenbock (übrigens: ein Begriff aus dem Judentum).

Natürlich wäre es falsch dem Mann zu unterstellen, er wolle seine Frau gezielt drangsalieren und tyrannisieren. Seine Zwanghaftigkeit liegt jedoch gewissermaßen wie ein fremder Wille in ihm. Da thront der Götze der Gewalt und der Angst in seinem Inneren und ihm glaubt er viel mehr als der Freiheit, der Güte, der Selbstentfaltung, der Partnerschaftlichkeit. Er gleicht einem Besessenen, der die Macht über sich verloren hat, einem Lazarus, den die Binden fesseln und im Tode halten wollen. Die Dressur in Kinderjahren lässt ihn wie einen Tanzbären immer nach demselben Schema agieren.

Das war jetzt ein kleines Beispiel aus dem familiären Bereich. Prinzipiell lässt sich diese Erkenntnis aber auf alle Bereiche menschlichen Lebens anwenden. Fast überall finden wir diesen Hang zur Macht, die Arroganz Autorität sein zu wollen - ja zu müssen, bis hin zur Unfehlbarkeit, der Vergöttlichung des Menschen - dem offensichtlichen Diktat der Gottlosigkeit. Da ist man auch schnell dabei, sich in skrupelloser Selbstüberschätzung die Realität zurechtzubiegen oder eine passende zurechtzubasteln. Ich denke da an einen amerikanischen Ex-Präsidenten. „Wie kann es sein, dass Götter Wahlen verlieren?“ `Gib dem Affen keine Rasierklinge`, kann man da nur sagen.

All dies prangerte der Prophet Ezechiel bereits vor zweieinhalbtausend Jahren an. Doch müssen wir weiter gehen; nicht nur zeigen: da ist der Missstand, sondern erkennen, wieso jemand so wird, wieso die Lieblosigkeit in die Welt kommt. Wo liegt die Ursache dafür?

Statt zu verurteilen ist es Aufgabe unserer Religion Verständnis zu entwickeln, Mitleid zu fühlen mit jenen, die ihr Leben nur noch in Fremdbestimmung führen, die mit ihrer überheblichen Art ihrer Umwelt zur Plage werden, bis alles daneben liegt wie eine zerstörte heilige Stadt, wie ein verwüstetes Jerusalem. Wir müssen begreifen, dass die vermeintlichen Autoritäten, und mögen sie noch so Macht versessen und despotisch sein, eigentlich ohnmächtige, hilflose Menschen sind, die unserer Fürsorge bedürfen und der Heilung.

Das ist eine der gewaltigsten und schwierigsten Aufgaben für uns Menschen: jenen zu verzeihen, die uns selbst schwer verletzt haben. Wie schön wäre es, wenn wir diesen Teufelskreis, dieses Trauma aus Verletzung, Hass und Verletzung usw. durchbrechen könnten. Aber das ist unglaublich schwer - das weiß ich aus eigener Erfahrung. Ich selbst habe mir in meinem Leben einige Wunden zugezogen. Manche wurden mir von Menschen in der Kirche zugefügt und noch immer arbeite ich an mir, immer wieder neu Vertrauen zu setzen in die Menschen. Und ich lebe mit der Angst, dass sich so manches wiederholen könnte. Und es hat sich auch schon wiederholt.

Und manchmal muss man sich - einfach um die Schwachen zu schützen - vermeintlichen Autoritäten in den Weg stellen, sie demaskieren und ihnen ihre Macht nehmen.

Was Kirche und Religion betrifft müssen wir uns die Frage stellen, welche Bedeutung Autorität für uns hat. Und da zeigt uns Ezechiel einen ganzen Katalog auf. Die Aufzählung beginnt mit der Forderung „Schwache zu stärken“, darin liegt die Hauptaufgabe von Autorität. Nicht: ich bin der Wissende, der Könnende, der Leistende, und du bist der Lernende, der noch Unfähige, der zum Gehorsam Verpflichtete. Stattdessen gilt es als Hauptaufgabe der Autorität, den Schwachen stark zu machen, ihn zu fördern, zu begleiten, zu unterstützen und sich selbst dabei ganz zurück zu halten. Nicht Wächter, Oberaufseher wollen wir sein, sondern Begleiter auf Augenhöhe. Eine fast therapeutische Liste an Anforderungen folgt: Schwache stärken, Kranke heilen, Verwundete verbinden, Verirrte zurückholen. Wenn uns das gelingt, können wir sagen: ich bin ein kleiner König, dann dürfen wir das Zepter schwingen, dann haben wir es verdient, dann sind wir wahre Autorität.

Wieso man als alt-katholische Kirche den Namen Christuskönigssonntag nicht beibehalten hat weiß ich nicht so genau. Vielleicht deshalb, weil es in der

Vergangenheit so viele Könige gegeben hat, die keine Autoritäten waren, sondern allein Machthaber - unreif, despotisch, infantil - mit dem so typischen Hang zu Unfehlbarkeit und Absolutismus. Wir sollten jedoch bedenken, dass trotz aller Liebe zur Demokratie und Synodalität, Christus stets unser König sein wird, kein König dieser Welt, aber ein König der Herzen, der die Schwachen stärkt.

Amen.